

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen

Schauen wir uns diese Mühle der Ökonomie etwas genauer an. Sie kennen die Schlagworte, sie waren bis vor kurzem in aller Munde und sind es teils heute noch. **Schlanker Staat, abspecken, Durchsichtigkeit (Transparenz)**... Es handelt sich um ein eigentliches Fitnessprogramm. Dieses neoliberale Fitnessprogramm ist auch dem Embracher Müllabfuhrwesen verpasst worden. Es besteht aus 5 Diktaten.

1. Das Diktat der Ökonomie. Dieses ist das wichtigste von allen, darauf sind die andern 4 ausgerichtet. Ich werde deshalb am Schluss meiner Aufzählung darüber reden.
2. Das Diktat der Effizienz. Der Unternehmer hat es ausgesprochen: „Die Wertschöpfung pro gefahrenen Kilometer erhöhen.“ Die Nachteile dieses Diktats bekommen die Einwohner zu spüren. Ich habe sie aufgezählt. Das Diktat hat unbestreitbar auch Vorteile. Aber wem kommen die zugute?
3. Das Diktat der Konkurrenz. Den Zuschlag hat das Unternehmen bekommen, dem es gelungen ist, die andern mit „sportlichen Preisen“ auszustechen.
4. Das Diktat der Konformität. Der Abfall muss genau zur vorgeschriebenen Zeit am vorgeschriebenen Ort in der vorgeschriebenen Darreichungsform deponiert werden. Sonst wird er im Zuge der allgemeinen Effizienz nicht mitgenommen, und man darf ihn wieder das Gartenweglein hinaufschleppen.
5. Das Diktat des Professionalismus. Dieses ist – im Gegensatz zum schulischen Bereich – auf dem Gebiet des Abfuhrwesens noch nicht sehr weit fortgeschritten. Aber immerhin gibt es bereits den Beruf des Recyclingfachmanns. Spürbar wird dieses professionalistische Denken, wenn sich die Firma "Qualität ist unsere Kultur" auf den Göppel schreibt. Solches Wortgeklingel und Wertegeschwurbel findet sich auch in andern Bereichen, wenn schon nicht auf dem Fahrzeug, so doch im Leitbild.

Aber kommen wir auf die Frage zurück, wem, wenn schon nicht dem beschriebenen Unternehmer, das Diktat der Ökonomie denn am meisten dient. Die Antwort: Das Geld fließt dorthin, wo der hinzinst. Es fließt durch die Bank nach oben.

Wer in dieser neoliberalen Mühle nach unten gedreht wird, landet bei den Wenigverdienenden oder den Sozialhilfeempfängern. Sie sind die hauptsächlichsten Verlierer dieser Entwicklung. Viele sind arbeitslos. Aber noch vor der gestiegenen Arbeitslosigkeit, im Zeitraum zwischen 1991 und 2003, sank das verfügbare Einkommen (also nach Bezahlung der Mietzinse und Schulden) für das ärmste Viertel unserer Bevölkerung um 10 bis 15 %. Dreht es uns in der Mühle nach oben, geraten wir über die Nebelgrenze: Im selben Zeitraum stieg das Vermögen des reichsten Prozents der Bevölkerung um 71 %, das des reichsten Zehntelspromille um 95 %. Weltweit hat sich ungefähr im selben Zeitraum die Zahl der Millionäre, Multimillionäre und Milliardäre verdoppelt. Eigentlich ein gigantisches Pyramidenspiel: Ein grosser Teil der Mitspieler (im Augenblick etwa  $\frac{1}{4}$ ) verliert Geld und Arbeit, der weitaus grösste Teil verliert Lebensqualität oder Sicherheit, und eine Minderheit verdient umso kräftiger. Je weiter nach oben, je dünner die Luft, desto dicker das Portemonnaie.

Zwischenbemerkung: Das ist zunächst einmal kein moralisches Problem, sondern gewissermassen ein Naturgesetz. Demonstrieren Sie, wenn Sie Ihren Schülern die Schwerkraft zeigen wollen, das nicht mit einem Fünfliber. Der wird zwar brav auf den

Boden fallen. Aber das ist ein Täuschungsmanöver: Geld ist der einzige Stoff, der konsequent nach oben fließt. Ausserdem neigt es zu Klumpenbildung. Reich werden passiert einem. Und doch stimmt, was irgend ein milliardenschwerer Amerikaner einmal gesagt hat: „Es ist keine Schande, reich zu werden. Aber es ist eine Schande, reich zu sterben.“ Und damit sind wir schliesslich doch bei einem moralischen Punkt.

Nun ist das alles eigentlich nichts Neues. Geldmacherei hat schon immer so funktioniert. In den letzten zwanzig, dreissig Jahren hat diese Mühle aber einen bisher nicht gekannten zusätzlichen Schwung erhalten. Das ist das „Neo-“, an der ganzen Angelegenheit: Es klappert mittlerweile in fast allen Lebensbereichen: in der Schule, im Ausbildungswesen überhaupt, im Gesundheitswesen, in der Kultur, im Pressewesen, im Sozialwesen.

Womit wir bei unserer Frage Nr. 2 wären, der Frage, was Schule und Märtplatz mit dem Abfuhrwesen von Embrach zu tun haben: Auch wir sind dem NLFP unterworfen. (Ich beschränke mich auf einige wenige Beispiele und werde auch hier auf das Diktat der Ökonomie erst am Schluss zu sprechen kommen.)

Also:

2. Das Diktat der Effizienz. Ich hab's ausgerechnet, und ich bin ganz stolz auf meine Rechnung: Mozart komponierte pro Dekade seines Lebens 10,8 Sinfonien. Haydn brachte es gar auf 12,4. Aber Beethoven, diese Flasche, brachte es nur auf 1,6. Das ist, werden Sie jetzt zu Recht sagen, offenkundiger Blödsinn. Man kann doch so nicht die Bedeutung eines Komponisten messen! Aber ebendiesen Blödsinn treiben wir mit den Kindern:

Erstens beschränken wir uns auf zwei oder drei sogenannte Hauptfächer: Deutsch und Rechnen. Wenn ich irgendwo einen Vortrag halte, frage ich gerne meine ZuhörerInnen: Wer von uns hier im Saal Versammelten lebt ausschliesslich (oder hauptsächlich) vom möglichst fehlerfreien Gebrauch der deutschen Sprache oder von der Mathematik? Da meldet sich vielleicht ein versprengter Mittelschullehrer oder der von der Zeitung hierher geschickte Journalist, bei der Frage nach dem Rechnen die Serviertochter oder eine Bankfachfrau. Aber sonst? Und in der Schule ist das nach wie vor das Hauptkriterium.

Zweitens ist sehr genau vorgeschrieben, in welchem Tempo sich die Kinder in diesen Hauptfächern zu entwickeln haben. Es wird kontinuierlich die „Wertschöpfung pro erteilte Unterrichtsstunde“ nachgemessen. Und da sich jeder Mensch in seinem eigenen Tempo entwickelt, entwickeln sich ungefähr die Hälfte aller Kinder zu langsam. Sie werden irgendwelchen Fördermassnahmen unterworfen oder woanders eingeteilt, im schlimmsten Fall müssen sie repetieren. Das alles ist meist schlecht fürs Selbstbewusstsein. Vor allem aber zementiert es die jungen Leute auf einer unentwickelten Stufe ein. Nach zwanzig Jahren Schuldienst und fünfundzwanzig Jahren Märtplatz bin ich heute überzeugt: Die meisten der sog. „schulischen Schwächen“ sind ganz normale Fähigkeiten, die nicht die Zeit bekommen haben, sich zu entwickeln. In jeder Sek-B-Klasse finden Sie Kinder, die eigentlich intellektuell organisiert wären, deren Intellektualität aber nie die Möglichkeit erhielt, sich zu entfalten. Und die ganz schön unglücklich sind, weil sie ziemlich viel „ungelebtes Leben“ mit sich herumtragen.

Wir alle kennen Menschen, die sich erst im späteren Leben richtig entwickeln. Wir sagen dann: "Jetzt hat er den Knopf aufgemacht." Nur ist das mit diesen Knöpfen so eine Sache. Wir kennen das von den Schuhbändeln. Wenn man an so einem Knoten reisst, dann verfestigt er sich.

3. Das Diktat der Konkurrenz. Ich kannte einen etwa vierjährigen Buben, zu dem konnte man sagen: „Joggeli, mach es Wett!“, worauf der im gestreckten Galopp davonrannte. Der betrieb seinen Sport nur um seiner selbst willen. Von dieser Haltung ist in den Schulen wenig zu spüren. Alles und jedes wird gemessen und verglichen. Das beginnt bei den grossen Vergleichen im internationalen Masstab, bei denen die Schulkinder von Embrach mit denen in den asiatischen Grossstädten und auf der finnischen Seenplatte verglichen werden, und deren Ergebnisse regelmässig Journalisten und Politikern ohne grosse Fachkenntnisse umso grössere Worte entlocken. Dann geht es weiter über Internetvergleiche und Mindeststandards. Die heissen dann "Cockpit" oder sonst irgendwie dynamisch-fortschrittlich, damit die Kinder und ihre Lehrerin nicht merken, dass sie eigentlich irgendwo hinterher hecheln. Und es endet bei unzähligen kleinen, selbst gebastelten schiefen Türmchen in den Schulzimmern, die pädagogisch gesehen genau so schief sind wie ihr grosses Vorbild, und aus dem selben Grunde: Und über dieser ganzen Ansammlung von schrägen Minaretten schwebt, von zwei Engeln gehalten, ein Spruchband mit dem Pestalozziwort: „Vergleiche nie ein Kind mit einem andern, sondern immer nur mit sich selber.“ Wie das „Frieden auf Erden“ über der Weihnachtskrippe. Und ähnlich wirksam.

Denn auch hier: Wer nicht in der vorderen Hälfte mithält, wird entmutigt, hat später einen schwierigeren Start ins Leben – oder meist gleich beides. Auf jeden Fall rangieret er auf einem schlechteren Platz auf der „nach unten offenen Richterskala“ – was oft genug zu Hause ein ordentliches Erdbeben auslöst.

Freilich ist das keine Spezialität der Schule. Die Welt quillt geradezu über von solchen „Richterskalen“. Gib mir heute meinen täglichen Sieg über andere. Denn: Einfach so, als ein Mensch, bin ich ohnehin nichts. Erst die Beurteilung, das Zeugnis, das Ranking, die Rangliste weist mir meinen Wert zu. Daran sollen die Kinder schon frühzeitig gewöhnt werden.

4. Das Diktat der Konformität. Sie werden ja auch schon davon gehört haben, vom „besorgniserregenden Vormarsch der Mädchen in der Schule.“ Vielerlei Gründe werden dafür angeführt, eine Feminisierung des Lehrkörpers etwa, oder ganz allgemein ein Überschwappen der Emanzipation. Auch wird uns erklärt, dass vor allem im sprachlichen Bereich die Mädchen eben mit Vorsprung unterwegs seien. Das war aber schon immer so. Aber wenn sich dieser Entwicklungsunterschied in der Schule heute stärker auswirkt, so bedeutet das: Es ist gelungen, die Wertschöpfung pro erteilte Unterrichtsstunde zu erhöhen, mit anderen Worten: die Schule ist schwieriger geworden. Das stimmt natürlich. Aber ebenso wichtig scheint mir etwas anderes: Zugleich hat der Konformitätsdruck auf die Kinder zugenommen.

Denn Mädchen haben schon immer die grösseren Anpassungsleistungen vollbracht, auch in der Schule. Sie erscheinen pünktlich zum Unterricht und haben die Hausaufgaben erledigt. Vor allem aber erscheinen sie überhaupt, sie haben weniger unentschuldigte Absenzen. (Nach meiner Beobachtung gibt es nichts, womit ein

Problemschüler seine Lehrperson wütender machen kann, als wenn er gar nicht zum Unterricht erscheint. Wenn die sich am Sonntag vornimmt, am Montag trotz aller Probleme nett und verständnisvoll mit ihm umzugehen, und dann gibt er ihr nicht einmal die Gelegenheit dazu – das belastet den „pädagogischen Bezug“.) Aber weiter zum Vorsprung der Mädchen: Während der Stunde machen sie mündlich eifrig mit. Und sie beherrschen meist die Kunst, die Lehrperson so anzuschauen, dass die glaubt, sie hörten interessiert zu. Da bleiben die Buben viel öfter in irgend einem Regelwerk hängen – und allein schon das Vorhandensein eines solchen zeigt, dass sich in den Schulen etwas verändert hat. Es handelt sich hier um eine Bankrotterklärung der pädagogischen Fantasie. Am Deutlichsten zeigt sich das im Berufsbildungsbereich, wo Geldbussen für unentschuldigtes Nichterscheinen ausgesprochen werden. Die pädagogisch schwierigsten Fälle überlässt man so in letzter Konsequenz einfach dem Betreibungsbeamten.

5. Das Diktat des Professionalismus. Um Kindergärtnerin zu werden, braucht man neuerdings Matura. Erklärt wird uns das, wie auf dem Kübelwagen des Abfuhrwesens, mit Qualitätssteigerung. Das ist natürlich Unsinn. Es gibt junge Menschen mit und ohne Matur, die geschickt oder dumm mit Kindern umgehen. Aber Kindergärtnerin – das war früher der Beruf für die aufgeweckten Landmädchen, genau so wie Lehrer für die Jugendgruppenleiter und Pfadiführerinnen oder Sozialarbeiter für die sensiblen Spätzünder. Verlangt man jetzt dafür die Matura, so heisst das: Man reserviert diese Berufe für die oberen 20 Prozent auf der „Richterskala“. Den andern nimmt man aber damit eine biografische Chance. Sie rutschen notgedrungenermassen auf der Skala weiter nach unten, von wo sie wieder andere verdrängen. Und die Skala ist, wie gesagt, nach unten offen.

Es gibt aber noch einen andern Grund, warum diese Art der Auslese unsinnig ist: Sie wird ohne Not eingeschränkt, und zwar durch ein Kriterium, das nichts oder nur wenig mit der eigentlichen Aufgabe (hier: jemanden finden, der gut mit Kindern umgehen kann) zu tun hat. Es ist nicht ganz so absurd, wie wenn man diese Leute nur bei den Schwarzhaarigen, den Übergewichtigen oder den Katholiken suchte, aber es kommt diesen Auswahlbeschränkungen schon ziemlich nahe. Und es stellt sich tatsächlich die Frage, ob es einer Schule auf die Dauer gut tut, wenn sie ihre Lehrerinnen ausschliesslich unter den ehemals Erfolgreichen aussucht, oder ob da nicht in der Lehrerschaft wichtiges Wissen verloren geht: Das Wissen darum, was es heisst, erfolglos zu sein, etwas bei allem Einsatz und allem guten Willen einfach nicht zu begreifen, Angst zu haben.

Das Diktat hat aber noch eine weitere verhängnisvolle Auswirkung: Er vergrössert die Angst der Eltern, ihr Kind verpasse den Anschluss ans Leben und sei dazu verurteilt, statt des Schnellzuges den Bummelzug zu nehmen. Diese Angst verstärkt aber den Druck auf die Kinder.

Und jetzt können wir zum Diktat Nr. 1 kommen: dem Diktat der Ökonomie. Die Schule muss sparen, das weiss jede Lehrerin. Und spart sie wirklich? Die Ausgaben für die Volksschule steigen oder fallen seit Jahren ungefähr mit der Anzahl der Kinder. Von Einsparungen ist also keine Rede. Und doch haben die Lehrerinnen und Lehrer für ihre Klassen weniger Geld zur Verfügung. Wohin ist denn das Geld geflossen?

Heinz Bösch, der frühere Schulpsychologe von Wallisellen, hat anlässlich seiner Pensionierung ein paar Zahlen zusammengestellt. In der Zeit von 1975 bis 2008 ergaben sich in seiner Gemeinde folgende Steigerungen:

Schülerzahl	20 %
Klassenlehrstellen	20 %
Stellen Schulpsycholog. Dienst	20 %
Schulische Heilpädagogik	155 %
Schulverwaltung	355 %

Rechne!

Gleichwohl ist die Schulverwaltung natürlich ein kleiner Brocken in der ganzen Rechnung. Das ganz grosse Geld, das oben zusammenkommt, resultiert im Schulbereich nicht aus den realen Einsparungen, sondern aus dem, was an nötigen Mehrausgaben unterbleibt: Man verzichtet auf kleinere Klassen, rationalisiert kleine Schulen weg, spart bei den Unterstützungslehrerinnen, bürdet den Lehrpersonen allen erdenklichen administrativen Kram auf, so dass diesen fürs Schulehalten immer weniger Zeit und Kraft bleibt usw. Und das ist ungefähr das Dümme, was ein Staat sich leisten kann: bei der Bildung zu sparen.

Was wir mit dieser ganzen Fitmacherei treiben, ist Raubbau an der Zukunft. Und dies gleich in zweierlei Hinsicht. Zum einen ist es Raubbau an der Gesellschaft. Denn: Genauso wenig wie eine Schule auf die Dauer auf Lehrer verzichten kann, die aus eigenem Erleben wissen, was es heisst, ein schwacher oder wenigstens ein mässig erfolgreicher Schüler zu sein, genau so wenig kann eine Gesellschaft auf Ärzte verzichten, die selber behindert oder schwer krank sind oder waren. Auf Techniker, die selber zuinnerst Handwerker geblieben sind. Auf Journalisten, welche auch die Sprache der einfachen Leute verstehen und sprechen – auch ausserhalb der SVP. Auf Arbeitgeber, die aus eigener Erfahrung wissen, was es heisst, lohnabhängig zu sein, und dies nicht nur in Form eines Praktikums während der Handelshochschule. Das wird über kurz oder lang zu einer gesellschaftlichen Verarmung führen. Denn – das haben wir schon in unserer Jugendzeit aus den SJW-Heftlein gelernt: Viele wichtige und bedeutende Erfindungen, Entdeckungen und Erneuerungen sind von Aufsteigern oder Quereinsteigern gemacht worden. Wir verstopfen da einen wichtigen Kanal, wenn wir neue Schleusen einbauen.

Zum andern ist es Raubbau an der Zukunft der Kinder. Denn bei alledem „...erstickt das Recht der Jugend auf eine offene Zukunft, das ein Recht auf Zweifel, wirkliches Verstehen, auf umwegreiche Annäherung, auf Langsamkeit und die Durchdringung individueller Betroffenheiten und Schwierigkeiten ist. Das gilt für alle Bildungseinrichtungen und Bildungsinhalte, von der Grundschule bis zur Universität.“ Dies steht in der „Frankfurter Erklärung“ einer Gruppe von Erziehungswissenschaftlern. Sie trägt den Titel „Die Schule ist kein Wirtschaftsbetrieb“ und wurde in den letzten Jahren von über dreihundert Hochschullehrerinnen und –lehrern unterzeichnet. Das sind grossartige Sätze. Junge Menschen haben ein Recht darauf, die Welt auf ihre persönliche, ihnen angemessene Art kennen zu lernen. Ohne dieses Recht kann sich niemand wirklich entwickeln.

Damit wären wir bei unserem dritten Punkt: Was tun? Die Frage wird pädagogisch meist so angegangen: Was können wir als Lehr-, als Ausbildungspersonen oder als Eltern heute tun, dass unsere Kinder dereinst:

- genug verdienen
- möglichst lange möglichst effizient bleiben
- wettbewerbstauglich sind
- am besten gar nicht oder zumindest nicht negativ auffallen
- zu einem möglichst guten Berufsabschluss kommen, mit guten Anstellungschancen, und den in „lebenslanglichem Lernen“ immer wieder „updaten“?

Natürlich wird das in den Hochglanzpapier-Leitbildern etwas anders ausgedrückt, aber in der gelebten Praxis kommt es ungefähr auf das hinaus. Die Wertschöpfung erhöhen, pro Schule, pro Schuljahr, pro Kind.

Fragen wir uns aber: Wie können wir uns vom Abfuhrwesen möglichst unterscheiden?, dann stellt sich die pädagogische Frage anders. Zum Beispiel so:

Wie können wir die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die jungen Menschen

- sich in ihrem eigenen Tempo entwickeln,
- dem allgemeinen Wettbewerb einigermaßen gewachsen sind, ohne dass sie dabei seelischen Schaden nehmen,
- zu einer eigenständigen, unverwechselbaren Persönlichkeit heranwachsen können,
- von den vielfältigen Ausbildungswegen, wie sie zum Beispiel unser Berufsbildungsgesetz vorsieht, wirklich profitieren?

Und die Frage nach der Ökonomie müsste doppelt gestellt werden: Wie können wir dazu beitragen,

- dass das nötige Geld für eine solche Bildung fern vom Abfuhrwesen zur Verfügung steht, und
  - dass allmählich ein Umdenken stattfindet, die Ökonomie nicht mehr als das Höchste aller Güter gehandelt wird?

Die Frage hat also eine schulisch-erzieherische Seite und eine, die darüber hinaus weist. Ich komme zunächst zur schulisch-erzieherischen Seite. Was können wir also tun?

Aber das wissen wir alle doch längst! Dass es Freiraum braucht, Luft zum Atmen, Platz für eine eigene Entwicklung; dazu gegenseitigen Respekt, Freundlichkeit, Unterstützung, Liebe (wie immer man das ausdrücken mag), und schliesslich möglichst vielfältige Anregungen aller Art – dies alles ist spätestens seit Anfang des letzten Jahrhunderts bekannt und auch immer wieder ausprobiert worden. Unzählige Kolleginnen und Kollegen versuchen das mit ihren oft beschränkten Möglichkeiten zu verwirklichen, und immer wieder finden sich Orte, in privaten und öffentlichen Bildungsanstalten, in denen das gelingt. Und wenn man erst bedenkt, was alles in dieser Richtung geschrieben worden ist! Es finden sich in den Bibliotheken Tausende von Grübelbüchern, die eine unzulängliche Schul- oder Erziehungspraxis anprangern und Vorschläge zu deren Verbesserung machen. Auch lernten fast alle von uns während ihrer Aus- oder Weiterbildung Dozenten und Schulfachleute kennen, die

uns solche Bücher empfohlen oder uns auf andere Weise die Ideen des Freiraums, des Respekts, der Vielfalt nahe brachten. Es werden Tausende von grossspurigen Leitbildern verfasst und veröffentlicht, die eine grossartige Schulpraxis proklamieren. Trotz alledem häufen sich bei den Kindern die schulischen und seelischen Probleme. Trotz alledem belegen Dutzende von Untersuchungen immer wieder die Schäden der vorherrschenden Schul- und Erziehungsmethoden.

Und dann geschieht zum Beispiel folgendes: Da kam eine Kollegin zu uns an den Märtplatz und wollte eine Untersuchung machen über die Voraussetzungen für einen gelingenden Lernerfolg. Sie war sehr fleissig. Sie setzte sich mit den jungen Leuten zusammen, befragte sie und wertete das alles aus. Was sie herausfand: Die beste Voraussetzung für einen guten Lernerfolg ist eine gute Lehrer-Schüler-Beziehung. Na sowas, wer hätte das gedacht! Aber das Beste war: die Kollegin berichtete, dass sie für ihre Arbeit sehr gerühmt worden sei. Das sei ja hochinteressant, das müsse man unbedingt ernst nehmen. Es macht den Anschein, als wären da in den letzten Jahren ein paar wichtige Dinge aus dem Blickfeld geraten.

Und sobald man mit Kindern von der unteren Hälfte der „Richterskala“ spricht, treten ergreifende Beispiele pädagogischen Blödsinns zutage. Da lässt der Leiter einer Schule, in der die Kinder einander laut Homepage in der stillen Zeit mit Adventsliedern und Weihnachtsguetzli überraschen, die Polizei kommen, wenn ein paar böse Buben Schneebälle gegen die Fensterläden werfen. Und veranstaltet auf diese Weise eine Art pädagogisches Weihnachtsguetzle.

Ich kenn' das von mir: Pädagogischen Blödsinn machen wir meist, wenn wir selber unter Druck sind. Und ich denke, das selbe – neoliberale – Fitnessprogramm, dessen Druck wir als Lehr- und Ausbildungspersonen an das Jungvolk weitergeben, setzt auch uns selber unter Druck. Und auf diesen Druck reagieren auch wir mit Angst:

- mit der Angst, nicht effizient genug zu arbeiten (beispielsweise mit unserem Lehrstoff nicht durchzukommen und so die Zukunftsangst der Eltern zu vergrössern),
- mit der Angst, im Vergleich zu anderen Kolleginnen schlechter dazustehen,
- mit der Angst, mit unserer Meinung oder Haltung plötzlich allein zu sein,
- mit der Angst, unprofessionell zu erscheinen,
- schliesslich, und darin gipfeln alle die Ängste: die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes.

Angst essen Seele auf. Vielleicht erinnern Sie sich an Fassbinders Filmtitel. Angst essen Seele auf, auch die des Pädagogen. Und manchmal essen Angst das Hirn gleich mit.

Dieser Druck kommt, so sicher wie das Amen im Gebet. Denn je konsequenter und wirkungsvoller man Freiraum, Respekt und Vielfalt in einer Schule Raum gibt, desto weniger ist garantiert, dass diese Schule die Kinder sauber vorsortiert, so, wie sie später in der Welt gebraucht werden, eingeteilt in Führende, Geführte und Genasführte. Das lässt sich das obere Drittel nicht einfach so gefallen. Auch das ist nichts Neues. Aber auch dieses Angstkarussell hat in den letzten zwanzig, dreissig Jahren unter verstärktem Druck an Tempo gewonnen. Und wir Pädagogen reagieren darauf wie die Leute, die an der Chilbi auf irgend einem verrückten Karussell fahren: Wir lenken uns ab, wir versuchen, unsern Magen mit irgendwelchen Medikamenten

ruhig zu stellen. Oder wir reden uns ein, dass das Ganze genau in unserem Sinne sei und nur schon die Coolness gebiete, hier mitzutun. Wie aber wäre das Tempo dieses Karussells abzubremesen oder gar zu stoppen?

Denn, ob im Abfuhr- oder im Schul-, im Gesundheits- oder im Sozialwesen: Es darf doch nicht wahr sein, dass in unserem 21. Jahrhundert Menschen hier, in unserem Land, um ihre Lebensqualität oder gar um Ihre Lebenschancen betrogen werden, während andere genau davon reicher werden. Ja, das klingt reichlich naiv. Aber ich bin in diesem Fall lieber naiv als resigniert. Es geht mir selber besser dabei.

Ich versuche also, in meinem Beruf einigermaßen störrisch zu sein. Wir sollten uns zu gut dafür sein, unser Jungvolk einfach auf Effizienz und Wettbewerb zu trimmen. Einfach an der neoliberalen Mühle weiter zu drehen. Einfach jeden pädagogischen oder sozialversicherungsrechtlichen Blödsinn mitzumachen.

Nun ist natürlich die Partie „Jürg gegen den Neoliberalismus“ eine ziemlich verzweifelte Nummer. Ich tue also gut daran, mich nach Mitstreitenden umzusehen. Die gibt es, und es sind ihrer nicht wenige. Denn in der Verneinung liegt eine grosse Kraft. Eine solche Weigerung kann ansteckend wirken. Dabei scheint es mir gar nicht wichtig, dass alle diese Verweigererinnen und Verweigerer politisch das Selbe wollen. Es genügt, dass sie das Selbe *nicht* wollen. Dass sie sich sagen: „Auch *das* noch mitzumachen, auch *damit* noch andere Menschen zu belasten, ist unter meiner Würde. Das tu' ich einfach nicht.“

Überall dort, wo jemand, egal aus welchen Gründen, mit welchem weltanschaulichen Hintergrund sich weigert, Druck einfach weiterzugeben, entsteht weniger Druck. Überall dort, wo jemand in einer noch so geringen Machtposition sich zu gut ist dafür, einfach die Mühle des Neoliberalismus zusätzlich anzutreiben, ergibt sich mehr Spielraum für die Menschen und deren Entwicklung. Das gilt auch für uns.

Wenn es gelingt, dem Neoliberalismus ein Schnippchen zu schlagen, werden sehr oft kleine, schöne Erfolge möglich. Wenn es uns am Märtplatz gelingt, für einen unserer jungen Menschen eine Verlängerung zu erwirken, kann er etwas stärker werden und ist in dieser Mühle etwas weniger hilflos. Wenn es gelingt, mit jemandem eine auf seine Stärken abgestimmte Ausbildung zu finden und durchzuziehen, hat der nachher einen etwas besseren Start in sein Leben. Dank all dieser Schnippchen entsteht im ganzen eine etwas freundlichere Welt.

In vielen Bereichen, an vielen Ecken sind Menschen unterwegs, die etwas in diese Richtung bewegen. Wenn eine Wirtin ihr Lokal so sorgfältig führt, so dass sich die Gäste darin wirklich wohl fühlen, wenn ein Billettkontrolleur einen armen Teufel von Schwarzfahrer laufen lässt, wenn eine Lehrerin einen schwachen Schüler in die nächste Klasse mitnimmt oder bei der halbjährlichen Gesamtabrechnung zuhanden der Eltern und späteren Lehrherren ihre Kreuzlein etwas weiter vorne macht als ursprünglich geplant – so sind das alles kleine rebellische Akte, die uns von der Kultur des Abfuhrwesens etwas weiter weg bringen. Sie tragen zur Vermehrung der menschlichen Solidarität und damit zur Vermehrung der *Freundlichkeit in dieser Welt* bei. Der irische Soziologe John Holloway hat dafür einen schönen Ausdruck geprägt: „Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen“.

Drei Dinge, denke ich, sind dabei wichtig:

1. Wir können das jetzt gleich machen. Wir brauchen nicht zu warten, bis in den Regierungen überall freundliche grüne oder hellrote Menschen das Sagen haben – und wir können dann mit dem Bildungswesen nachziehen. "Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen." Für eine offene Zukunft kann und soll man immer etwas tun, jetzt gleich. Wie haben es die Wissenschaftler der Frankfurter Erklärung gesagt? Es gehe um ein Recht „... auf Zweifel, wirkliches Verstehen, auf umwegreiche Annäherung, auf Langsamkeit und die Durchdringung individueller Betroffenheiten und Schwierigkeiten“. Dafür lässt sich pädagogisch immer einstehen, jeden Tag. Aber man muss es tun, den Spielraum, den man hat, ausnützen.

Nun gibt es natürlich günstigere und ungünstigere Voraussetzungen für ein solches Unternehmen. Kleine Klassen, ein wenig gegliedertes System, das die Kinder gar nicht oder erst möglichst spät aufteilt, Schulgesetze, die eine grosse Flexibilität ihrer Handhabung ermöglichen und eine Tradition, diese Gesetze mit menschlichem Augenmass anzuwenden – das alles hilft mit, den Gedanken des Freiraums, des gegenseitigen Respekts und der Vielfalt nachzuleben. Und es lohnt sich, auch dafür einzustehen. Es braucht beides: das Ausnützen des vorhandenen Spielraums und den Einsatz für seine Erweiterung.

2. Es ist gut, Mitstreiterinnen zu haben, Mitstreiter gegen die pädagogischen Zumutungen des neoliberalen Fitnessprogramms. Dabei ist es ganz wichtig, dass wir diese nicht nur im Kollegenkreis suchen. Wenn sich der Lehrerverein dagegen verwehrt, dass den Lehrerinnen immer mehr administrativer Kram aufgebürdet wird, so ist das ebenso tapfer wie gerechtfertigt. Aber man hört sofort, wie die Leute am Stammtisch von „Ferientechnikern“ reden. Bei den Recherchen zu meinem neuen Buch „Fit und fertig“ ist mir immer wieder aufgefallen: Viele leiden, und alle leiden spartengetrennt. Den Ärzten, den Zeitungsmenschen, den Kolleginnen im Sozialwesen, den Kulturschaffenden, den Kleinbauern, den Kleinunternehmern – allen geht es so wie uns, und alle leiden schön für sich. Es wäre bestimmt ein guter Gedanke, mit denen das Gespräch zu suchen. Nur schon eine gemeinsame Erklärung, etwas des Inhalts „Freunde, so wie das jetzt läuft, können wir alle unsere Arbeit für Euch nicht mehr ordentlich machen“ – nur schon so etwas könnte Wirkung haben.

3. Im Jahr 1989 passierte vor unseren Augen etwas ganz Ausserordentliches: Eine Diktatur, samt fest gefügter Ideologie und dazugehörigem Machtapparat, zerbröckelte. Fiel ganz einfach auseinander, ohne blutige Revolution im Innern, ohne Kriegshandlungen anderer Staaten. Das wäre vermutlich nicht möglich geworden, wenn nicht vorher etwas ganz Anderes passiert wäre: Die Leute hatten den Glauben verloren, dass die Diktate dieser Diktatur sinnvoll seien. Was zuerst zerbröckelte, war der Glaube. Das allerdings ging nicht ohne heftige Diskussionen ab, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, wo immer. Genau so kann auch in unseren Köpfen der Glaube an die Sinnhaftigkeit der neoliberalen Dikate zerbröckeln.

Ich wünsche Euch allen viel Vergnügen dabei.